

Neue Schweizer Lyrik

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bin ich endlich erlöst," sagte er mit tiefer Stimme. „Hundert Jahre habe ich an diesen Ort zurückkommen müssen und habe im Grabe keine Ruhe gefunden. Denn einst ist eine arme Frau zu mir gekommen und hat mich gebeten, für ihr Kind eine Messe zu lesen. Ich habe dies verweigert, weil sie kein Geld bei sich hatte. Da ist sie nach Hause gegangen und hat die letzten sechzig

Rappen, die sie noch hatte, geholt und sie mir übergeben wollen. Ich aber habe zu ihr gesagt und sie dabei ausgelacht: „Geh und schau, ob du einen andern findest, der um dieses Geld eine Messe liest. „Und seither muß ich jede Nacht selber jemand suchen, der dies, und zwar ohne Lohn, tut.“

Hedwig Correvon, Bern.

Neue Schweizer Lyrik.

Walter Dietiker: Gedichte. — Hans Roelli: „Die Ungebundenen“, Verse eines Aufstieges. — Hans Rhy: Balladen und Lieder.

Es ist ein begrüßenswertes Unternehmen, wenn eine literarische Vereinigung wie die Berner „Zytglogge-Gesellschaft“ junge Dichter, unter ihrem Schutze gleichsam, herausgibt. Man sichert so dem betreffenden Autor von Anfang an eine, wenn auch kleine Lesergemeinde, und gewährt ihm damit eine moralische Rückenstärkung. Wohlwollen und kollegiale Gefühle dürfen indessen doch nicht dazu verleiten, bei der Auswahl der Produktionen, deren Weg an die Öffentlichkeit man befürwortet, allzu nachsichtig zu verfahren. Ermangelt der Verfasser der Selbstkritik, so sollten Wohlmeinende sich nicht scheuen und ihm die Unzulänglichkeiten in seiner Auswahl nennen, wenn anders man nicht, wider Wunsch, dem in unserer Demokratie heimischen Schlandrian in geistigen Dingen Vorschub leisten will.

Solcher Gefahr zu begegnen, scheint es immer wieder angebracht, Lesern wie Schaffenden einige Grundwahrheiten zu wiederholen, wie z. B. die: nicht ihr heimatlicher, familienhafter, religiöser, ethischer, denkerischer, erotischer, politischer Charakter macht eine Wortfügung zum Gedicht, — und wenn im Gedicht auch eine oder mehrere dieser Färbungen vorwiegen mögen, so bleibt ihre Wirkung für das Ganze doch eine sekundäre. Nicht minder wie bildende Kunst ist das reine und vollkommene Gedicht zunächst und vor allem Schauung und Gestaltung. Diese werden uns, rational gerurteilt, durch die Sprache vermittelt — in Wirklichkeit durch eine jener innewohnende Musikalität (Rhythmus und Melos), eine geistig-sinnliche Gewalt, die an das menschliche Unterbewußtsein rührt und die Fähigkeit hat, des Lesers Wunsch- und Traumwelt in Bewegung zu setzen.

Nicht jede Versifikation — oder korrekte Erfüllung eines metrischen Schemas — ist als solche schon lebendiges Kunstwerk (Schöpfung). Den Vers muß durchwegs ein innerer, aus der Seelen- und Blutkraft des Dichters herstammender Strom beleben. So mag die freiere — in diesem Sinn lebendige — Form unmittelbarer ergreifen als die gebundenere,

„kunstvollere“. Freilich stellt sich bei den Besten die „freie“ Form nur dann ein, wenn der immanente Rhythmus jede mehr äußere Fesselung sprengt, oder wenn der Ablauf eines seelischen Geschehens so zart und verschwiegend sich vollzieht, daß es Verfälschung seines Wesens wäre, wollte man ihn in vorgeschriebene Bahnen zwingen.

Die überlieferten metrischen Schemata aber waren ursprüngliche Erfindungen des Genius, und wenn man ihnen heute auch allzu sehr den antikischen oder gotischen (Sonett) Wesenszug anzumerken glaubt, so spricht es doch nicht gegen sie, wenn die Dichter unserer Zeit sie nur in seltenen Fällen wahrhaft zu durchdringen vermögen, und keineswegs für diese Zeit, daß sie gleichwertige Erfindungen nicht aufzuweisen hat.

Verfasser und Herausgeber der Gedichte von Walter Dietiker*) scheinen diese paar Einsichten ein wenig vergessen zu haben. Jedenfalls muß man aus der Mehrzahl der Gedichte der kleinen Sammlung schließen: Beide halten bereits das Hersagen von etwas Gemütvollem, das Bereden einer Stimmung, für Dichtung. Hierin irren sie. — Rechnen wir jene Mehrzahl ab, dann bleiben einige Lieder, deren Klang leis an Martin Greif und den frühern Eichendorff gemahnen („Der Sänger“, „Wanderzeit“, „Sommer“, „Die Bekannten“, „Geschenk“, „Stille Nacht“), einige frischen Aquarellen vergleichbare Landschaften und Stadtbilder („Verschneite Stadt“, „Die Stadt am Berg“, „Nach dem Sturm“); es bleiben die menschlich für sich einnehmenden „Sprüche auf einen Dichter“ und die Gedichte „Sterne“ und „Lichte Menschen“ neben Gleichnishaftem und Mythischem wie „Die eitle Stadt“ und „Sternenreigen“. Es bleibt uns der Umriß des Verfassers als der eines Menschen, welcher sich in die Gegebenheit eines ruhigen Daseins fügt, den nicht heftig nach Seelentiefen und Seelenfernen verlangt, der aber dankbar die Sonnenblicke seines Alltags genießt.

Siegfried Lang, Sils-Maria.

*) Verlegt bei A. Francke, Bern 1919.

Verse eines Aufstieges nennt Hans Roelli seine drei Gedichtbändchen „Ungebundenheit“, „Der Gottsucher“ und „Heimkehr“; gewissermaßen drei Jahrringe aus den Jahren 1917 bis 1919 (Druck und Verlag der Engadin Press Co., Samaden und St. Moritz). Und das Bäumchen ist denn auch sichtlich gewachsen, voller geworden dabei. Die bei aller Dunkelheit des Inhalts doch zierlich anmutenden Verse der „Ungebundenheit“, des ersten Teils, sind mir freilich — ich muß es offen zugeben — nicht klar und auch nicht tiefenst genug, trotzdem sie sehr ernste Themen wie Himmel und Hölle usw. behandeln; ich kann kein rechtes Verhältnis zu ihnen finden. Auf jeden Fall bedeutet meines Erachtens der zweite Teil, der „Gottsucher“, sprachlich und künstlerisch einen merkwürdigen Aufstieg; da ist die Sprache knapper, gesättigter, die Anschauung

schlichter und größer, das Ganze besser gegliedert und weit eindringlicher in der Wirkung. Ein Gedicht wie z. B. „Der Berg“ wird man unmöglich übersehen und nicht so bald wieder vergessen können:

Wir stehen auf dem Berge, der seit Urbeginn
Mit Felsenpfählern und mit scharfgeheilten

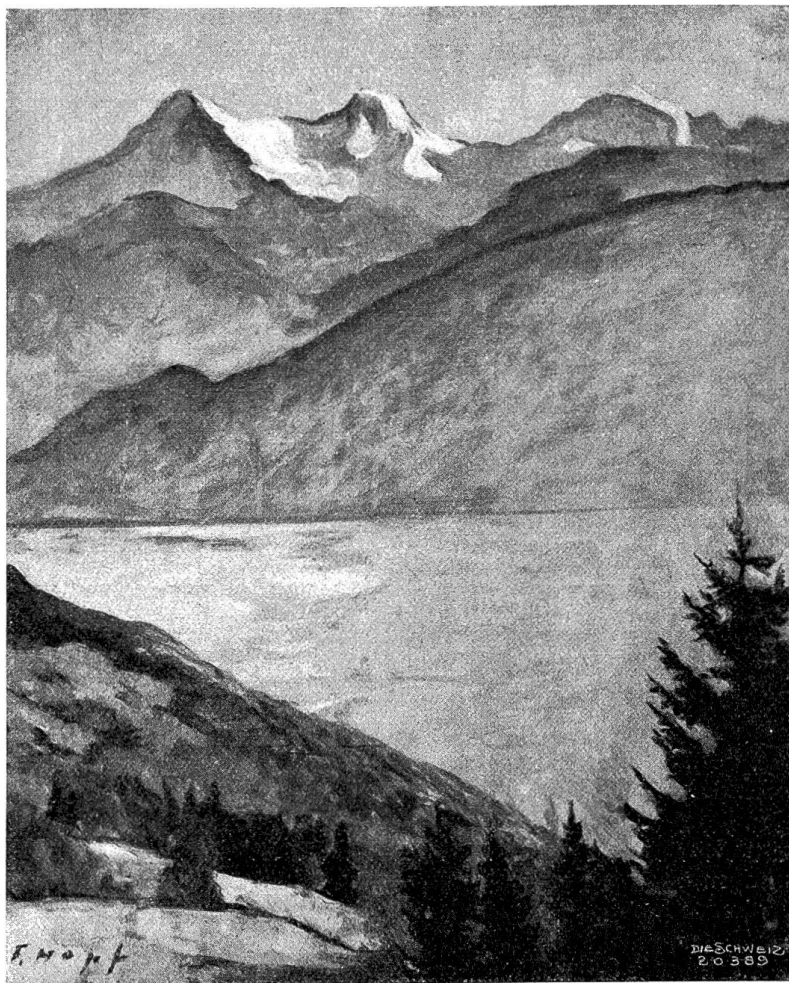
Matten

Allein Genießer ist an himmlischem Gewinn
Und stolz, ein Unbeschatteter, die Bürde Schatten
In Ritzen, die sich öffnend reiche Täler nennen,
In Häuserspiele, die sich braun und lustig streuen,
In Wasser, die an ihren Spiegeln silbern

brennen
Nach seiner Ordnung schleudert, ohne zu
gereuen.

Nur jener Ferne, die des Landes bunten Saum,
Gestreift aus Stille und aus Sturm, in ihren
Traum

Berwandelt und das blizig zitternde Geäder
Der Flüsse leise löscht, ist er kein Gebieter
Und biegt den Gipfelpfopf, wie wir die schwachen
Köpfe



Fred Hopf, Bern.

Herbst auf Seatenberg.

Und wünscht sich Flügel, spitze Boote, rasche
Räder
Und ist am Wunsche Sehrender wie die Ge-
schöpfe
Und reckt sich, nie Erheller seiner Ferne,
Den Gott bedräuend in die zarten Sterne.

Nicht in jedem Gedicht wird dieser überzeugende, echt erlebte Ton fühlbar; allzu oft läßt einen der Dichter ungläubig zurück, ob er nun von Sozialisten, Revolutionären oder von Müttern, von Christus usw. spricht; man empfindet vieles als wohlbedachte, weltmännisch schöne große Geste. Prophezeien ist zwar ein blödes Unterfangen; dennoch habe ich gerade bei Roelli, obwohl er ein so virtuoser Verstärker ist, das unbeugsame Gefühl, daß er sein wahres Wesen, seinen wahren Ausdruck erst einmal in der allerschlichtesten, legendenhaften Einfachheit finden und gestalten wird. Jetzt scheint mir das meiste, sein Bestes noch überrannt von schönen und ernsthaft schweren Zierlichkeiten; der „Gottsucher“-Teil, der dichterische Höhepunkt des Bändchens, weist, wie mich dünkt, auf andere,

innigere, volksmäßigere Wege. Ob mich mein Gefühl hier täuscht, oder ob ich richtig ahne, muß uns allerdings erst das fernere Schaffen Hans Roellis lehren.

Weit weniger problematisch tritt Hans Rhyn in seinen „Balladen und Liedern“ (Verlag S. K. Sauerländer & Co.,arau 1919) auf; vor zwei Jahren sind neun der hier wieder abgedruckten Balladen als vielbeachtete „Schweizer Balladen“ im Verlag Benno Schwabe, Basel, erschienen. Nun hat sich Rhyns Balladensammlung zu einem prächtigen Bändchen entwickelt, das nicht nur äußerlich, sondern mehr noch inhaltlich die größte Freude bereitet. Denn hier ist ein echter Balladendichter am Werke! Man weiß, wie selten diese heute noch zu finden sind. Umso willkommener ist uns dieser von wirklich schweizerischem, altschweizerisch markigem Geist erfüllte Balladensänger. Hans Rhyn ist ein Meister im allerknappsten Ausdruck; und es heißt den Mund nicht allzu voll genommen, wenn man diese Rhynschen Schweizerballaden mit Hoders wuchtigen Landsknechten vergleicht. Unwillkürlich, wenn man den ehern straffen, urchigen, schwerbeschwingten Rhythmus der Rhynschen Verse hört, wenn man die kraftvoll gedrängte und aufs Letzte vereinfachte Gestaltung des Inhaltlichen schaut und wenn man die männliche, allem Süßen, ja allem Anmutigen abholde Herbheit spürt, — unwillkürlich stellen sich Hoders mächtige Gestalten uns vor Augen, und die Abseitigkeit der Hoderschen Kunst findet in Rhyns Balladenkunst ein kleineres Spiegelbild.

Die alte Schweizergeschichte ist überaus reich an Balladenstoffen; seien es nun bernische Raubritter oder Reisläufer, seien es todesmutige Eidgenossen auf schweizerischen Schlachtfeldern oder in französischen, päpstlichen oder russischen (napoleonischen) Diensten usw. — Hans Rhyn weiß immer den einzig richtigen Ton zu treffen, bald schwer klirrend in Waffen- und Todesrhythmen, bald leichter schreitend in fröhlich spielerischer Gangart, bald ruhig erzählend. Die Stimmung weiß er mit großer Kraft zu bannen und festzuhalten. Ein Meisterstück an Bildhaftigkeit und eindrucksvoller Stimmungskraft ist die Ballade

„1812“

Gräu der Himmel und die Luft ein grauer See
Und die Erde weiß, weich und tief der Schnee.
Dämmernd liegt das Feld, grau und weit, wie
weit!
Und vom Himmel tropfet graue Einsamkeit.
Eine Trommel schlummert auf dem weißen
Samt.
Ihre Wandung leuchtet rot und weiß geflammt.

Losgesprengt die Saiten und die Stimme tot.
Auf dem weißen Felle prangt ein Flecken, rot.

Frierend haßt ein Rabe, wartet Stund auf
Stund,
Und er streckt den Schnabel hungrig in die Rund.

Und mit scharfem Hiebe haßt er in das Fell.
Heiser wimmert die Trommel, dann ein Schrei
so grell.

Wild aufkreischt der Rabe, klatschender Flügel-
schlag.

Fern und weit verschlingt ihn grauer Dämmer-
tag.

Lautlos liegt das Feld, grau und weit, wie weit!
Und vom Himmel tropfet graue Einsamkeit.

Fast körperlich fühlbar wird hier die schaurige Leere des russischen Schlachtfeldes. Solche Kraft der Anschauung und ihrer dichterischen Vermittlung eignet nur einem echten Künstler. Nach diesen meisterlichen Balladen mögen — wohl zu Unrecht — die „Lieder“ Hans Rhyns etwas abfallend, jedenfalls weit weniger ursprünglich und kräftig wirken, obwohl auch unter dieser Schar wertvolle Stücke leuchten, wie etwa „Parzival“, „Gib!“, „Dem scheidenden Jahr“ u. a. m. Sie mischen in den ehernen Klang der Balladen das Singen weiblicher Stimmen. Und mag auch das Schwergewicht in der eigenartigen Begabung Rhyns auf Seiten der Ballade liegen, so nehmen wir doch das ganze Büchlein mit herzhafter Freude entgegen. Auf diesen achtzig Seiten lebt kernige Kunst, lebt kerniger Schweizergeist; wortkarg und herb zwar, aber erdhast gesund und stark W. Rz.

* * *

Meinrad Lienert: „'s Schwäbelpfiffli“.

In letzter Stunde bringt uns die Post den 3. Band des „Schwäbelpfiffli“ von Meinrad Lienert (S. K. Sauerländers Verlag,arau). Eine einläßliche Besprechung wird folgen; hier sei nur gesagt, daß auch dieser Band Lieder in den Mundarten der Waldstadt Einsiedeln und des Oberrhein wieder Zeugnis ablegt von der Meisterschaft dieses echten Dialektdichters und wahre Perlen volkstümlicher Lyrik enthält, die in der Schlichtheit der Sprache, der Unmittelbarkeit des Empfindens, der warmen, zum Herzen Sprechenden Heimatstimmung, und dem frischen Humor ihresgleichen suchen. Lienerts souveräne Beherrschung der Mundart ist allzu bekannt, als daß man sie noch besonders hervorzuheben braucht. Alle Freunde wahrer Heimatkunst und vor allem die Besitzer der beiden ersten Bände seien hier angelegentlich noch vor Weihnachten auf dieses prächtige Buch aufmerksam gemacht. H. M.-B.